Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Band: 21 (1985-1986)

Artikel: "Ein Verslein nach dem Französischen ..." : Zu einer Gedichteinlage in Thomas Manns Buddenbrooks

Autor: Wolf, Ernest M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1052862

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Ein Verslein nach dem Französischen . . .»

Zu einer Gedichteinlage in Thomas Manns Buddenbrooks

Von Ernest M. Wolf

Unter den Verwandten und Familienfreunden, die von den Buddenbrooks zu dem Festessen gelegentlich der Einweihung ihres neuerworbenen Hauses in der Mengstraße eingeladen sind, befindet sich auch «der Poet der Stadt», Herr Jean Jacques Hoffstede. Der Vorstellung Herrn Hoffstedes als Dichter fügt der Erzähler die Vermutung hinzu, daß der so Benannte «sicherlich auch für den heutigen Tag ein paar Reime in der Tasche hatte» (16)[1]. Mit dieser Erwartung wird er recht behalten. Herr Hoffstede gibt im Verlauf des Abends zwei Beispiele seiner Dichtkunst zum besten. Deren erstes hören wir gegen Ende des Festmahls, als man beim Nachtisch angelangt ist. Dies ist der Zeitpunkt, zu dem der Tradition entsprechend gewöhnlich die Trinksprüche ausgebracht werden. Herrn Hoffstedes Trinkspruch hat die Form eines Gratulations- und Dankgedichtes, das aus sechs vierzeiligen Strophen besteht (35).

Die zweite Probe seines poetischen Talents gibt Herr Hoffstede ein wenig später, nach dem Ende des Festmahls, während des gesellschaftlichen Teils des Abends. Dieses Erzeugnis seiner Muse ist nur ein kurzes, aus vier Zeilen bestehendes Epigramm. Auf den ersten Blick scheint es deshalb weniger gewichtig zu sein als das sechsmal längere Gratulationskarmen, das der Dichter früher vortrug. Aber diese vier Zeilen werfen eine Reihe von Fragen auf, die es wert erscheinen lassen, uns trotz ihrer Kürze eingehender mit ihnen zu beschäftigen.

Es ist zunächst von Wichtigkeit, daß wir uns die genauen Umstände vergegenwärtigen, unter denen das Gedicht von Herrn Hoffstede rezitiert wird. Nach der Aufhebung der Festtafel haben die Anwesenden zwei Gruppen gebildet, die sich über zwei verschiedene Räume des weitläufigen neuen Hauses und zu verschiedenen Tätigkeiten verteilt haben. Die eine Gruppe, der alle Damen und auch einige wenige Herren angehören, hat sich in das Musikzimmer begeben, um dort einem Flötenkonzert des alten Herrn Johann Buddenbrook zu lauschen. Die zweite Gruppe besteht ausschließlich aus Herren der Gesellschaft. Sie haben sich ins Billardzimmer verfügt, um dort einige Partien zu spielen und ihre Zigarren und Zigaretten zu rauchen. Während die Billardbälle rollen, hat sich zwischen den Spielern eine ziemlich erhitzte Diskussion über den Eintritt Lübecks in den preußischen Zollverein entsponnen, eine Frage, bei der die Meinungen weit auseinandergehen. Dabei ist die anfangs gelöste und gemütliche Stimmung unter den Anwesenden etwas gespannt geworden.

Zu diesem Zeitpunkt erscheint im Billardzimmer Herr Hoffstede zusammen mit dem Pastor Wunderlich, die sich beide ursprünglich der ersten Gruppe der Damen und Musikliebhaber angeschlossen hatten. Herrn Hoffstedes Ankunft im besonderen wird offenbar als eine willkommene Ablenkung von der Debatte der

allzu kontroversen Streitfrage empfunden. Seine Gegenwart verspricht, die ursprünglich leichte und heitere Atmosphäre durch seine gewandte und konziliante Haltung wiederherzustellen, für die er bekannt und beliebt ist. Man erwartet offenbar auch eine der poetischen Produktionen von ihm, die er gewöhnlich zur Unterhaltung beiträgt und die in dieser etwas ungemütlichen Situation besonders willkommen sein würde. «Gottlob, daß Jean Jacques Hoffstede ankam!», ruft der Erzähler aus, auf diese Weise den kollektiven Gefühlen der Erleichterung Ausdruck gebend, die sein Erscheinen bei den Streitenden hervorruft. Herr Hoffstede erfüllt die Hoffnungen, die man auf ihn als Blitzableiter und Friedensstifter gesetzt hat.

Seine Ankunft unterbricht eine zornige Tirade des Weinhändlers Köppen, in der er sich mit starken Worten gegen den Beitritt Lübecks zu der Zollunion gewandt hatte. Das Mittel, dessen sich Herr Hoffstede bedient, um die streitenden Geister zu besänftigen, ist, wie erwartet, der Vortrag eines Gedichts. Er kündigt es mit einigen vorbereitenden Worten an, die seine Zuhörerschaft in leichte Spannung versetzen und sie auf das Kommende neugierig machen sollen, indem er sagt: «Nun, meine braven Freunde, ich habe etwas für Sie; einen Scherz, etwas Lustiges, ein Verslein nach dem Französischen... passen Sie auf!» (42). Nach dieser Einleitung liest er dann «mit einer fröhlichen und naiv-epischen Betonung» seinen kurzen Vierzeiler vor. Er lautet:

Als Sachsens Marschall einst die stolze Pompadour
Im goldnen Phaeton – vergnügt spazierenfuhr,
Sah Frelon dieses Paar – oh, rief er, seht sie beide!
Des Königs Schwert – und seine Scheide! (ebd.).

Das pikante Epigramm wird von den anwesenden Herren mit beifälligem Gelächter aufgenommen. Bei Herrn Köppen dauert es allerdings etwas länger als bei den übrigen Zuhörern, bis er die Pointe versteht. Er zögert einen Augenblick etwas perplex. Aber dann stimmt er so lautstark in das Lachen der übrigen Gäste ein, «daß der Saal widerhallte» (43). Er setzt danach sein unterbrochenes Billardspiel fort. Dabei rezitiert er von Zeit zu Zeit einige Zeilen des Gedichts leise und vergnügt vor sich hin. Wir erfahren noch, wie ein zweiter der Zuhörer, der Pastor Wunderlich, auf den Vortrag des Gedichts reagiert. Auch der geistliche Herr weiß den leichtgeschürzten Witz des Epigramms zu schätzen. Er nimmt teil an der Heiterkeit, die es hervorruft. Aber er tut es, seinem Beruf entsprechend, auf sehr diskrete Weise, indem er in eine Fensternische tritt, der Gesellschaft den Rücken zukehrt und nur leise vor sich hinkichert (43).

Das Gedichtchen selbst scheint auf den ersten Blick keine besonderen Probleme aufzuwerfen. Es ist ja, wie sein Verfasser und Rezitator ankündigt, ein bloßer «Scherz», ohne viel Tiefsinn und ohne besondere Bedeutung. Es ist nur «etwas Lustiges», das zur reinen Unterhaltung als ein leicht kitzelnder Leckerbissen zusammen mit den Zigarren und dem Likör serviert wird. Aber dieser erste Eindruck

täuscht. Das Gedicht ist nicht ganz so harmlos, wie es den Anschein hat und wie es Herr Hoffstede in seinen einführenden Worten ankündigt. Da ist zunächst seine anzügliche Pointe. Sie beruht auf der Doppelbedeutung des Wortes «Scheide». Es bezeichnet einmal im Deutschen ein Futteral, eine Schutzhülle, in der ein Messer, ein Dolch oder ein Degen verwahrt werden, wenn sie nicht gerade zu den Zwekken gebraucht werden, für die sie ihrer Natur nach bestimmt sind. In einer zweiten Bedeutung bezeichnet das Wort aber gleichzeitig auch das weibliche Geschlechtsorgan, die Vagina. Dieser Doppelsinn ist es vor allem, der die verständnisvollschmunzelnde Heiterkeit bei den Zuhörern Herrn Hoffstedes hervorruft und der das Epigramm besonders für eine ausschließliche Herrengesellschaft geeignet erscheinen läßt[2].

In unserem Epigramm treten drei Personen auf. In der Reihenfolge, in der sie erscheinen, und in der Form der Namen, die ihnen gegeben werden, sind es: Sachsens Marschall, die stolze Pompadour und Frelon. Alle drei dieser *dramatis personae* sind historische Gestalten. Die beiden zuerst genannten Figuren haben glänzende Rollen auf der gesellschaftlichen, politischen und militärischen Bühne des achtzehnten Jahrhunderts gespielt. «Sachsens Marschall» ist Moritz, Graf von Sachsen (1696–1750), Marschall von Frankreich, der Generalissimus des französischen Heeres unter König Ludwig XV. Er war ein natürlicher Sohn König Augusts des Starken von Sachsen und der Gräfin Aurora Königsmark, einer der berühmtesten Schönheiten ihrer Zeit. Seine Herkunft, seine militärischen Erfolge und seine zahlreichen Liebesaffären machten ihn zu einer romantischen Heldengestalt. Noch berühmter als der Marschall ist die weibliche Figur, die hier zusammen mit ihm genannt wird, die Marquise von Pompadour (1721–1764). Sie war zwanzig Jahre lang die *maîtresse en titre* desselben Königs, dem Moritz von Sachsen als General diente. Beide Persönlichkeiten sind so bekannt, daß sie in dem Zusammenhang, in dem wir hier mit ihnen zu tun haben, außer der bloßen Identifizierung keines weiteren Kommentars bedürfen. Die spezifische Situation, in der das Gedicht sie uns vorführt, ist jedoch nicht ganz so selbstverständlich und erfordert es deshalb, daß wir uns etwas ausführlicher mit ihr beschäftigen.

Wir müssen uns fragen, was historisch an der Erzählsituation ist, in der die beiden Gestalten in unserem Gedicht miteinander in Verbindung gebracht werden. Ist eine gemeinsame Wagenfahrt des Marschalls und der Marquise geschichtlich verbürgt? Oder handelt es sich dabei um eine bloße Fiktion, um eine freie Erfindung mit dem durchsichtigen Zweck, die Schlußpointe anzubringen? Es bestanden wirklich Beziehungen freundschaftlicher Art zwischen der Marquise und dem Marschall. Die Pompadour war bürgerlicher Herkunft. Sie hatte aus diesem Grunde allein schon viele Feinde in der königlichen Familie und in der Hofgesellschaft. Auch des Marschalls Stellung war einigermaßen prekär wegen seiner illegitimen Geburt, obwohl August der Starke ihn voll als seinen Abkömmling anerkannte. Die beiden gesellschaftlichen Außenseiter fühlten sich natürlicherweise zueinander hingezogen. Sie wurden Verbündete, die ihre Positionen gegenseitig befestigten. Die Marquise war eine Beschützerin des Marschalls und er einer ihrer

Paladine. Ein englischer Biograph des Generals, John Manchip White, berichtet, daß die Verbindung zwischen den beiden zu einem bestimmten Zeitpunkt und für eine kurze Zeitspanne eine leicht erotisch gefärbte Form angenommen habe[3]. Ihre Liaison gab bösen Zungen, die immer geschäftig waren, einen willkommenen Anlaß, sich mit ihr zu befassen. Die Situation einer gemeinsamen Wagenfahrt paßt in diesen Zusammenhang. Wenn sie auch von keinem Biographen ausdrücklich erwähnt wird, so fällt sie doch immerhin in den Bereich der Möglichkeiten. Sie stellt selbst als freie Erfindung eine nicht unglaubwürdige Konstellation dar. Am Schluß des Absatzes, in dem White einen vorgeblichen und zeitweiligen Flirt zwischen der Pompadour und dem Marschall erwähnt, zitiert er als Beweis für seine Behauptung unser Epigramm aus der englischen Übersetzung der *Buddenbrooks* von H. T. Lowe-Porter. Es lautet:

> When the Maréchal Saxe and the proud Pompadour
> Were driving out gaily in gilt coach and four,
> Frelon spied the pair – 'Oh, see them!' he cried,
> 'The sword of our king, and his sheath, side by side.' (ebd.)[4]

Mit Frelon, dem letzten des Trios der historischen Gestalten, die in unserem Vierzeiler auftreten, hat es eine besondere Bewandtnis. Sein Name und seine Persönlichkeit werfen eine Anzahl von Fragen auf, die für das volle Verständnis des Gedichts von entscheidender Wichtigkeit sind. Zunächst muß gesagt werden, daß der «Frelon», der hier genannt wird, in Wirklichkeit «Fréron» hieß. Elie Catherine Fréron (1719–1776), um ihm seinen vollen und korrekten Namen zu geben, ist nicht so allgemein bekannt wie die beiden anderen historischen Gestalten, mit denen er hier zusammengebracht wird. Aber auch er ist bei weitem kein Unbekannter, keine *quantité négligeable.* Er erwarb sich seine Lorbeeren allerdings nicht auf den Gefilden der Politik, der Erotik oder des Kriegswesens, sondern auf dem Gebiet der Literatur. Daher sind heute meistens nur Kenner der französischen Literatur- und Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit seinem Namen vertraut. Fréron war vor allem aus zwei Gründen für die Literatur seiner Zeit von Bedeutung. Er war an erster Stelle der Gründer und Herausgeber von *L'Année Littéraire,* einer der führenden literarischen Zeitschriften im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Als kritische Chronik des literarischen und geistigen Lebens wurde sie von der gesamten gebildeten Elite innerhalb Frankreichs und auch außerhalb des Landes gelesen. (Ihre vollständige Sammlung stellt einen Korpus von 198 Bänden dar!)

An zweiter Stelle lebt Frérons Name in der Literaturgeschichte fort wegen seiner über zwanzig Jahre lang dauernden literarischen Fehde mit Voltaire. Frérons kritische Einstellung war konservativ und klerikal. Er war einer der Hauptgegner der «Philosophes» und der Enzyklopädisten. Durch diese Gegnerschaft wurde er der Gegenstand des unnachgiebigen Hasses Voltaires und seines giftigen Spottes. Fréron zahlte seinem Todfeinde mit gleicher Münze heim. Ihren Höhepunkt er-

reichte die Polemik zwischen den beiden federgewaltigen Duellanten im Jahre 1760 mit zwei Werken Voltaires, dem Theaterstück *L'Ecossaise* und dem Prosapamphlet der *Anecdotes sur Fréron.* In beiden Veröffentlichungen greift Voltaire seinen Gegner mit all den Mitteln der Satire und Invektive an, über die er so reichlich gebot. In *L'Ecossaise* läßt er ihn als einen käuflichen und gewissenlosen Journalisten unter dem Namen «Frélon» auftreten. Dieses Theaterstück ist also die Quelle des Namens, den der Sprecher in Herrn Hoffstedes Gedicht trägt. Der Name «Frélon» hat eine abwertende Bedeutung. Das Substantiv «le frelon», das hier zum Eigennamen erhoben wird, ist im Französischen das Wort für «Wespe». Die Bezeichnung Frérons als «Frélon» ist als sprechender Spottname gemeint. Er wurde in der Absicht gewählt, um auf den Beruf Frérons als Kritiker in herabsetzendem Sinne hinzuweisen[5]. Den kritischen Bemühungen eines literarischen Journalisten kann in Fällen, wo die Kritik negativer Art ist und ihre Zielscheiben sich verwundet fühlen, der Charakter von Wespenstichen zugeschrieben werden. Fréron besprach Voltaires Stück ausführlich und mit anerkennenswerter Objektivität in einem Heft des *Année Littéraire*[6]. Im Verlauf seiner Würdigung kommt er auch auf die Änderung seines Namens zu sprechen. Er erhebt keinen besonderen Einwand gegen diese ominöse Namensgebung und fühlt sich anscheinend nicht sehr verunglimpft durch sie. Er weist sogar darauf hin, daß andere schon früher diese Namensänderung vorgenommen haben und Voltaire deshalb hier nicht sehr originell ist.

Für die Bühnenaufführung der *Ecossaise* ging Voltaire noch um einen Schritt weiter in seinen Wort- und Namensspielen mit Fréron-Frélon. Er ersetzte das französische «Frélon» durch sein englisches Äquivalent, indem er seinen skrupellosen Journalisten «Wasp» nennt. Er nahm diese abermalige und letzte Transformation des Namens vor, um die Anspielung auf Fréron weniger direkt erscheinen zu lassen und um so die Diffamierung seines Charakters ein wenig zu verschleiern und zu mildern. Die Übersetzung ins Englische wurde nahegelegt durch die Tatsache, daß der Schauplatz der Handlung in dem Stück Schottland ist und daß Voltaire es für eine Übersetzung aus dem Englischen ausgab. Dieser neue Namenswechsel ist allerdings so geringfügig und durchsichtig, daß der vorgeblich mit ihm beabsichtigte Zweck der Verschleierung und Milderung kaum als erreicht angesehen werden kann.

Trotz ihrer Bedeutungslosigkeit hat diese letzte Namensvariante literarische Folgen gehabt. Jean-Etienne Lebrun (1738–1765), ein obskurer Gelegenheitsschriftsteller aus dem Lager der Enzyklopädisten, griff sie auf. Er verwendete sie ein Jahr nach dem Erscheinen und der Aufführung der *Ecossaise* in einer skurrilen Satire auf Fréron mit dem Titel *La Wasprie ou L'Ami Wasp* (Bern, 1761). Das Machwerk ist eine Sammlung von Verhöhnungen und Beleidigungen des Kritikers. Es wurde zur Verteidigung und zu Ehren Voltaires geschrieben, dem es der Verfasser mit einem Widmungsbrief zu Füßen legte. Voltaire nahm das Pamphlet in einem Antwortschreiben dankend an. Beide Briefe sind in dem Werk abgedruckt.

Es erhebt sich die Frage, warum Thomas Mann den Ausspruch über den Marschall und die Marquise gerade Frelon-Fréron in den Mund gelegt hat. Ich habe bisher nirgends einen Beweis dafür finden können, daß Fréron für die witzige Anekdote wirklich verantwortlich ist. Wie bei der gemeinsamen Wagenfahrt der beiden anderen Protagonisten können auch in diesem Fall nur allgemeine historische Gründe angeführt werden, welche die Zuschreibung an Fréron wenigstens nicht ganz abseitig erscheinen lassen. Es bestanden beispielsweise wirklich einige geschichtlich verbürgte Beziehungen zwischen Fréron und der Pompadour. Sie waren alles andere als freundlicher Art. Die Marquise hatte sich einmal durch eine Veröffentlichung Frérons beleidigt gefühlt. Auf ihr Betreiben wurde ihr Verfasser zwei Monate lang im Gefängnis von Versailles festgesetzt[7]. Zudem war die Marquise eine Gesinnungsgenossin und Beschützerin Voltaires. Fréron hatte also mehrere Gründe, ihr nicht besonders wohlgesinnt zu sein. Deshalb fällt sein gegen die königliche Geliebte gerichteter Scherz nicht völlig aus dem Rahmen der geschichtlichen Möglichkeiten. Zum mindesten läßt sich zu seiner Rechtfertigung der Satz des «Se non è vero, è bon trovato» anwenden.

Mit der Einführung der als Sprecher fungierenden Gestalt Frelon-Frérons gelangen wir zu dem eigentlichen Haupt- und Kernproblem, das unser Gedicht aufwirft. Es ist das seiner Herkunft und seines Verfassers. Wie wir schon wissen, präsentiert Herr Hoffstede sein Epigramm als «... ein Verslein nach dem Französischen». Aber diese Charakterisierung seines «Versleins» ist nicht klar und eindeutig. Der Ausdruck «nach dem Französischen» kann auf zwei verschiedene Weisen ausgelegt werden. Wenn man ihn wörtlich nimmt, kann zunächst mit ihm gemeint sein, daß wir es hier mit einer Übersetzung aus dem Französischen zu tun haben. Andererseits kann diese Kennzeichnung des Gedichts in einem übertragenen Sinne auch dahin verstanden werden, daß es nach französischem Muster oder in französischem Stil und Geschmack abgefaßt ist. In diesem Fall würde das «nach dem Französischen» nur die Bedeutung von *à la française* haben. Das Gedicht wäre dann eine Originalschöpfung in deutscher Sprache und nicht eine Übertragung aus der französischen. Zunächst scheint vieles für die erste der beiden Interpretationsmöglichkeiten zu sprechen. An einer späteren Stelle des Romans erwähnt der Erzähler selbst den «Dichter der Stadt» und sein deutsch-französisches Produkt noch einmal. Er sagt dort: «... der Intimus meines Großvaters,..., der gute Jean Jacques Hoffstede... übersetzte kleine unanständige Gedichte aus dem Französischen...» (361). Seiner Form und seinem Inhalt nach sieht das Epigramm zudem aus wie eines der Spott- und Schmähgedichte auf die Pompadour, die während ihrer Herrschaft als ungekrönte und sehr unpopuläre Königin Frankreichs in großer Zahl im Umlauf waren[8]. Sie stellen eine besondere Form der politisch-polemischen Literatur ihrer Zeit dar und werden «Poissonaden» genannt, nach dem bürgerlichen Namen der Pompadour, der «Poisson» war. Ich habe jedoch bisher kein Beispiel dieser Gedichtgattung gefunden, das Thomas Mann als Vorlage gedient haben könnte.

Ist das Epigramm jedoch keine Übertragung aus dem Französischen, sondern ein einheimisches deutsches Erzeugnis in französischem Stil, so bleibt immer noch

die Frage, wer sein eigentlicher Verfasser ist. Glücklicherweise kommt uns Thomas Mann selbst bei ihrer Beantwortung zu Hilfe. In seinem Notizbuch 2, das eine reiche Fundgrube des in *Buddenbrooks* verwendeten Materials ist, stehen nämlich auf den sich gegenüberliegenden Seiten achtundzwanzig und neunundzwanzig zwei mit Bleistift geschriebene Fassungen unseres Vierzeilers. Die erste lautet:

Als Sachsens Marschall einst die stolze Pompadour
Im goldnen Phaeton spazieren fuhr,
Sprach Damon: «Seht sie beide:
«Des Königs Schwert und seine Scheide.»

Diese Version nimmt den oberen Teil von Seite achtundzwanzig ein und ist mit vier schrägen Linien durchgestrichen.

Auf der nächsten Seite findet sich als letzte Eintragung die zweite Fassung des Epigramms, die wie folgt aussieht:

Nach dem Französischen
Als Sachsens Marschall einst, die stolze Pompadour
Im goldnen Phaeton (spazieren) vergnügt spazieren fuhr
Sah Frelon dieses Paar – o rief er seht sie beyde!
Des Königs Schwert – und seine Scheide![9]

Ich glaube, das Vorhandensein dieser beiden Fassungen auf den zwei Notizbuchseiten und die Art und Weise, in der sie erscheinen, berechtigt zu der Annahme, daß Thomas Mann selbst der Verfasser von Herrn Hoffstedes Vierzeiler ist. Um diese Annahme durch überzeugende Beweise zu stützen, ist es nötig, daß wir die Form und den Wortlaut der beiden Fassungen sorgfältig untersuchen.

Der zuverlässigste äußere Beweis, der dafür spricht, daß wir es hier mit einer Originalschöpfung Thomas Manns zu tun haben, ist die Ausstreichung der ersten Fassung und ihre Ersetzung durch eine zweite. Die Durchstreichung der ersten Fassung zeigt an, daß Thomas Mann mit ihr unzufrieden war und in der zweiten Version eine verbesserte Form herstellte. Auch an der zweiten Fassung feilte er jedoch noch ein wenig. Das Verb «spazieren» kommt wie ersichtlich im zweiten Vers des Gedichts zweimal vor. Das erste Mal ist es auf der Notizbuchseite durchgestrichen. Ich habe diese Durchstreichung durch die Klammer angezeigt. Auf das durchgestrichene «spazieren» folgt dann das Adverb, «vergnügt», das Thomas Mann jetzt dem Verb «spazieren fuhr» am Ende der Zeile vorangestellt hat. Damit hat der Vers seine endgültige Form gefunden.

Ein weiteres Indiz für unsere Annahme ist die Tatsache, daß Thomas Mann im Notizbuch keinen Verfasser oder keine Quelle für das Gedicht angibt. Thomas Mann hatte nicht die Gewohnheit, Lesefrüchte in Vers oder Prosa, die er sich aufschrieb, ohne einen Hinweis auf ihre Herkunft zu zitieren. Er war in dieser Hinsicht sehr gewissenhaft. Das Fehlen eines solchen Hinweises in diesem Fall muß als indirekter Beweis für seine eigene Verfasserschaft gelten[10].

Der zweiten Fassung schickt Thomas Mann den Zusatz «Nach dem Französischen» voraus. Das Erscheinen dieser Bemerkung werde ich weiter unten in einem anderen Zusammenhang besprechen. Hier möchte ich mich nur mit der äußeren, lexikalisch-grammatischen Form des Addendums befassen. Wäre das Gedicht eine Übersetzung, so würde man die Formulierung «ein Verslein *aus* dem Französischen», statt «*nach* dem Französischen» erwartet haben. Ein «nach dem Französischen» kann, wenn es in einem erweiterten Sinne gebraucht wird, auch die Bedeutung von «aus dem Französischen» haben. Thomas Mann war kein grammatisch-pedantischer Philologe. Aber als Schriftsteller war er nicht dazu geneigt, mit Worten lose umzugehen. Die Formulierung «nach dem Französischen» ist deshalb möglicherweise ein Fingerzeig für das Vorliegen einer Eigenschöpfung Thomas Manns.

Wir können eine Art von indirekter Gegenprobe machen, welche die Annahme der Verfasserschaft Thomas Manns weiter unterstützt, wenn wir einen kurzen Blick in die französische Übersetzung der *Buddenbrooks* tun[11]. Die Übersetzerin des Werkes, die bekannte französische Germanistin Geneviève Bianquis, gibt das «ein Verslein nach dem Französischen» wieder als «un amusant petit quatrain à la française...» (a.a.O., S. 56). Sie legt also den Ausdruck «nach dem Französischen» in dem gleichen Sinne aus wie wir, nämlich in der Bedeutung von «nach französischem Geschmack» oder «in französischem Stil». Auf diese Stelle folgt dann bald die französische Übersetzung des deutschen Gedichts. Sie lautet:

Le maréchal de Saxe avec la Pompadour
En phaéton doré s'exhibait l'autre jour:
«Le hasard est galant, dit Frelon, qui promène
Le glaive du roi... et sa gaine!» (ebd.)

Diese vier Zeilen stammen aus der Feder der Übersetzerin. Gäbe es eine französische Vorlage, so dürfte man annehmen, daß Mademoiselle Bianquis von ihrer Existenz gewußt und sie hier verwendet hätte. Sie wäre dann der Mühe enthoben gewesen, ihre eigene Übertragung herzustellen.

Es ist lehrreich, die beiden Fassungen des Notizbuchs in Einzelheiten miteinander und mit derjenigen zu vergleichen, die Herr Hoffstede vorträgt. Wenn wir uns die beiden Fassungen des Notizbuchs ansehen, so überrascht es zunächst, daß der Sprecher, dem der Ausspruch über den Marschall und die Marquise in den Mund gelegt wird, in der ersten Fassung nicht «Frelon», sondern «Damon» heißt. Damon ist ein klassischer Deckname. Er ist vor allem aus der griechischen Erzählung über die vorbildliche Freundestreue zwischen ihm und Phintias bekannt. Der letztere erbietet sich dazu, anstelle seines Freundes zu sterben, den der Herrscher von Syrakus wegen eines Mordanschlages auf ihn zum Tode verurteilt hat. In Deutschland ist die Erzählung und Damons Name besonders durch Friedrich Schillers Ballade *Die Bürgschaft* bekanntgeworden, mit der jedes deutsche Schulkind vertraut ist. Ihre beiden Anfangsverse lauten: «Zu Dionys, dem Tyrannen

schlich/Damon, den Dolch im Gewande»; was Thomas Mann bewog, in der zweiten Fassung «Damon» durch «Frelon» zu ersetzen, ist leider weder aus dem Notizbuch noch aus einer anderen Quelle ersichtlich. Angesichts des Fehlens jedes Anhaltspunktes für die Erklärung dieser Namensänderung sind wir auf bloße Mutmaßungen angewiesen. Es ist möglich und wäre logisch, daß der Schriftsteller den Namen des französischen Kritikers anstatt den des griechischen Tugendhelden wählte, weil die beiden anderen historischen Persönlichkeiten des Gedichts im Frankreich des 18. Jahrhunderts lebten. Erleichtert wurde die Metamorphose der beiden Gestalten dadurch, daß ihre Namen die gleiche Endung «-on» und die gleiche Anzahl von Silben haben.

Der andere Hauptunterschied zwischen den beiden Fassungen, der unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der Zusatz «Nach dem Französischen», der, wie wir schon wissen, zum erstenmal im Zusammenhang mit der zweiten Version erscheint. Seinen Wortlaut habe ich oben schon besprochen. Jetzt müssen wir uns mit seiner Existenz als solcher befassen. Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß dieser einführende Satz auf der Notizbuchseite noch keinem Sprecher zugeschrieben ist. Er erscheint ganz unvermittelt und für sich alleinstehend, als bloße Regieanweisung. Thomas Mann hat ihn Herrn Hoffstede erst in einem späteren Stadium der Abfassung von *Buddenbrooks* zugeteilt[12]. Wie bei dem Namenswechsel von «Damon» zu «Frelon» wissen wir auch hier wieder nicht, warum Thomas Mann diese Kennzeichnung seiner zweiten Notizbuchfassung hinzugefügt hat. Auch in diesem Falle können wir abermals nur Vermutungen über seine Beweggründe anstellen. Vielleicht ist der Satz wieder durch das französische Milieu des ganzen Gedichts inspiriert worden. Es mag nahegelegen haben, die französischen Wesenszüge des Epigramms durch die Vorbemerkung noch ausdrücklicher zu betonen.

Die Zuteilung des Gedichts an Herrn Hoffstede in *Buddenbrooks* besitzt ihre eigene Logik. Hoffstede verkörpert in vielen Wesenszügen die französische Rokokokultur mit ihrem tiefgehenden Einfluß auf das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. In der Menschenwelt der *Buddenbrooks* gehört er der älteren Generation an, die auch während der ersten Dezennien des neunzehnten Säkulums noch unverkennbare Spuren dieses Einflusses bewahrt. Seine Verbindung mit dem «Franzentum» wird zunächst und symbolisch durch seinen französischen Doppelvornamen «Jean Jacques» hergestellt, der offensichtlich von Rousseau übernommen ist. Darüber hinaus ist seine ganze Persönlichkeit in ihrer Kleidung, ihrem Benehmen und in ihrem Denken und Dichten in unverkennbarer Weise von diesem kulturellen Erbgut geprägt. Seine Sprache ist mit zahlreichen französischen Wörtern und Wendungen ebenso wie mit Gallizismen und französischen Lehnwörtern durchsetzt. So ist es nicht verwunderlich, daß gerade er «ein Verslein nach dem Französischen» verfaßt hat.

Vergleichen wir die zweite Fassung des Notizbuchs mit der dritten, wie sie in den Ausgaben der *Buddenbrooks* erscheint, so zeigt sich, daß beide Versionen nach der Einsetzung von «vergnügt» in ihrem Wortlaut völlig übereinstimmen. Es be-

stehen zwischen ihnen nur einige unwesentliche Abweichungen in der Rechtschreibung und Zeichensetzung. Das Verb am Ende der zweiten Zeile schreibt Thomas Mann in der zweiten Fassung getrennt als «spazieren fuhr», während es in der dritten in der zusammengesetzten Fügung «spazierenfuhr» erscheint. Auffallend und sonderbar ist die archaische Schreibweise von «beyde» mit Ypsilon in der dritten Zeile der zweiten Fassung. Sie ist im endgültigen Text von *Buddenbrooks* zu der modernen Form «beide» geändert worden. Die Unterschiede in der Interpunktion sind belanglos.

Halten wir an der Annahme fest, daß Thomas Mann der Verfasser des Vierzeilers ist, so erhebt sich schließlich noch eine letzte Frage. Man möchte gerne wissen, woher die maliziöse Anekdote stammt, die dem Gedicht zugrunde liegt. Thomas Mann kann sie nicht einfach selbst erdacht haben. Er muß sie irgendwo in seiner Lektüre gefunden haben. Meine Suche nach einer möglichen gedruckten Quelle in Biographien und kritischen Werken über Fréron, die Pompadour, den Marschall von Sachsen und Voltaire ist leider bisher ergebnislos geblieben[13]. Vielleicht fördern in der Zukunft weitere Nachforschungen neues Material zutage, das es erlauben wird, die Herkunft der Anekdote zu bestimmen.